

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 4

Artikel: Silberstreifen
Autor: Meyer, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SILBERSTREIFEN

Nicht von den so oft gesehenen Silberstreifen am politischen Horizont ist hier die Rede. Solche erweisen sich ja, wie die sogenannte Lage eindrücklich lehrt, als ein Produkt wunschsüchtiger Einbildung. Die Silberstreifen aber, von denen ich erzählen möchte, gehen ins Stoffliche und sind infolgedessen Wirklichkeit.

Letzten Frühherbst hatten wir — wie es älteren Leuten beiderlei Geschlechts gewiss zukommt — wieder einmal eine Klassenzusammenkunft. Damit die weit im Land verstreuten Ehemaligen am Treffen teilnehmen konnten, war ein Sonntag ausersehen worden. Ich selbst nahm mir vor, den frühen Morgenzug zu benützen; denn ich wollte noch vor Beginn der denkwürdigen Tagung genügend Zeit zum Empfang der einzelnen Schulgenossen haben. So richtete und stellte ich am Samstag beim Schlafengehen den Wecker und löste die Frage, was ich anziehen sollte, mit dem freudigen Ausruf: «Natürlich das neue, dunkelblaue Kleid, in dem ich immer noch vorteilhaft und wie ein ‚gemachter Mann‘ aussehe!» Nachdem ich dann Socken, Hemd und Unterkleider auf der Kommode griffnahe ausgelegt hatte, schlüpfte ich erleichtert ins Bett und schlief den Schlaf der Gerechten.

Am andern Morgen schnarrte der Wecker. Ohne Zaudern erhob ich mich, hantierte mit Wasser, Seife und Rasierapparat, zog Unterkleider, Hemd und Socken an, um endlich zum alten, nussbaumenen Kleiderschrank zu gehen, der noch aus der Brautgabe meiner Mutter selig stammt. Ich liess aber das Schlafzimmer im Halbdunkel der Morgendämmerung; denn ich wollte die Frau nicht mit grellem Licht voreilig wecken. «Der Abschiedskuss kommt noch früh genug», sagte ich mir, öffnete die schwere, phantastisch maserige Tür und griff in den kleidergefüllten dunklen Raum. Ich musste nicht lange herumtasten, wusste ich doch, dass der gewünschte Anzug vorn in der Mitte hängt.

Sozusagen geräuschlos schlüpfte ich in die Hose, Weste und Rock. Leise schlich ich hinaus und war eben im Begriff, in der Küche das Wasser für den Tee auf die Herdplatte zu stellen, als ich — wie heimlich geführt — nochmals ins Badzimmer trat, das Licht andrehte und vor dem Spiegel förmlich erstarrte.

Aus der blanken Glasfläche glotzte mich nämlich ein Mensch meines Alters und meiner Gestalt an. Er trug aber ein halbbatziges Fastnachtskostüm. Ueber den dunkelblauen Stoff zogen sich kreuz und quer von den Schultern gegen die Taschen, von den Ärmeln waagrecht über die Brust hin silberne Streifen, nach modernstem Kunstkönnen gleichsam unbewusst gegliedert und die ganze Fläche abstrakten Gesetzen gemäss zerteilend. Ich musste mir an den Kopf greifen, um zu erkennen. Aber erst die Kälte, die vom geplättelten Boden durch meine Socken in die Füße und die Beine hinauf in den Oberkörper stieg, brachte mich aus dem wirren Staunen.

Unwirsch zog ich den Rock aus. Sein Rücken zeigte die nämlichen Streifen, das schöne Tuch war wie von fingerbreiten Silberbändern überzogen. Ich begann zu prüfen, vorerst im allgemeinen mit den Augen, sodann im besonderen mit einer Fingerspitze. Keine Spur von etwas Angenähtem! Mas mochte es denn sein? Nun drehte ich den Hahn mit dem roten Punkt. Eine Weile hielt ich den Waschlappen über die Finger gestülpt unter den warmen Strahl. Dann begann ich eine Strecke Silberstreifen wegzuwischen. Dabei sah ich in meiner Unbeholfenheit ein, wie ratlos wir Männer doch sind, wenn es einmal um wirklich Wichtiges geht. Alle diese merkwürdigen, teils fratzenhaften Bahnen auswaschen? Schadet das nicht dem kostbaren Tuch? Was würde die Frau ...

Damit war der Ausweg gefunden: Nun muss ich die Frau doch noch voreilig wecken! Wie könnte ich sonst an die Klassenzusammenkunft kommen! Freilich, der schöne, teure Anzug, der mir so gut steht, wird auch mit fraulicher Hilfe kaum noch flott gemacht werden. Aber ...

So trug ich schweren Herzens den Rock ins Schlafzimmer, legte ihn sanft auf die Bettdecke und weckte die Frau mit einem Küsschen. Halb erwacht schaute sie mich lange verstört an. Ich berichtete, ich erklärte. Ich wies immer wieder auf den silbergestreiften Rock. Endlich schien sie in die Wirklichkeit zurückzukehren. Etwas aufgeregt glitten ihre Hände über die rätselhaften

Bahnen. Und da — flugs schob sie die Decke weg, stand auf und holte mit unbeirrbarem Griff das rote Mäntelchen aus dem Schrank, das rote Mäntelchen unseres Grosskindes, der fünfjährigen Fifi, die seit einiger Zeit bei uns ist.

Ich schaute fragend zu. Die Frau griff in die Manteltaschen und zog neben Blattresten und Krautstengeln eine harmlose Häuschenschnecke hervor: «Das ist die Bandweberin. Leider habe ich nicht nachgeschaut. Nun muss ich's büssen.»

Damit war allerdings das Rätsel gelöst, nicht aber die Frage: Wie reise, wie komme ich an die Klassenzusammenkunft? Natürlich nahm die Frau den Rock ins Badzimmer und fegte sämtliche Spuren der Weinbergschnecke weg. Trotzdem wurde das Kleidungsstück wenigstens für diesen Tag nicht mehr tragbar. Ich durfte mich also umziehen und mit dem schon etwas ausgedienten grauen Anzug vorliebnehmen. Auch reichte die Zeit nicht mehr aus, um noch vor Beginn der Tagung einzutreffen. Im Gegenteil, ich musste mir alle Mühe geben, damit ich nicht zu spät anrückte.

Während der Fahrt hatte ich dann allerdings Gelegenheit, der ganzen Sache geziemend nachzudenken. Wie sagte mein Vater, wenn er über etwas noch unschlüssig war? «Viele Wege führen nach Rom. Es kommt nur darauf an, den rechten herauszufinden.» Und viele Wege, sogar silberne Schneckenwege führen in die Manteltasche eines Kindes. Ja, sie führen noch weiter, nämlich in seine Traum- und Spielwelt hinein. Wiederholt sich da nicht etwas, das wir Grosseltern schon einmal erlebt haben? Gewiss, damals waren es nicht die Schnecken, sondern die Maikäfer, die Fifis Mutter ungefähr im gleichen Alter sammelte und in Schachteln aufbewahrte, so dass unser Haus tagelang voller Gesumm und Gebrumm war. Und damals waren wir beide noch nicht Grosseltern, sondern erst Eltern. Als solche hatten wir weniger Zeit für «Unnötiges», also auch für reine Kinderanliegen. So glaubten wir, es gehe nicht ohne Führung und Zurechtweisung; es sei heilige Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen, zu arbeitsfähigen, strebsamen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Heute, da wir dieser Pflicht naturgemäss entbunden sind, sehen wir sogenannte Kindereien und jugendliche Dummheiten milder an. Denn auch wir haben erfahren, dass es mit «tüchtig» und «arbeitsam» allein im Leben nicht gemacht ist und dass wir deshalb als Grosseltern das einst Versäumte nachholen müssen.

«Nicht müssen — dürfen!» entfuhr es mir, als der Zug gerade polternd über eine mehrgleisige Strecke ratterte. Manche damalige Eltern haben es nicht mehr erlebt, Grosskinder um sich zu halten. Wir aber dürfen das ab und zu noch tun. Schauen wir also das Kind und seine innere Welt als etwas Vollwertiges an. Nehmen wir seine Fragen als wichtig genug, um beantwortet zu werden. Werden wir — um mit dem wahrsten aller Worte zu sprechen — wie die Kinder!

Kurz vor dem Ziel stieg mir plötzlich eine längst vergessene Erinnerung auf. Wieder sah ich Annemarie, die Mutter von Fifi, vor mir, als sie etwa sechsjährig war. Der Holderbaum blühte im Garten. Unser Töchterchen spielte unter ihm mit Steinchen, Hölzchen und der scheusslichsten, aber liebsten Puppe. Plötzlich eilte das Kind ins Haus und bettelte von der Mutter ein blaues Samttuch. Um nicht lange gestört zu werden, gab sie es ihm. Mit einem Feuereifer ohnegleichen verschwand die Kleine. Nach einer Zeit lief sie wieder durchs Haus und holte Mutter und mich mitten aus der Arbeit hinweg in den Garten. Unter dem Holder klatschte sie freudestrahlend in die Händchen: «Schaut, schaut — mein Himmel!» Was sahen wir? Das blaue Samttuch war mit Holderblütensternchen übersät. Und was sagten oder taten wir damals? Die Mutter lobte und strich Annemariechen übers Haar. Ich selber brachte ein «Schön, schön» über die Lippen, sah aber noch nicht durch den «Himmel» in den Himmel hinein. Oder anders ausgedrückt: Ich war unfähig, die innere Welt des Kindes zu erkennen und ihre Wunder wenigstens erahnen. Erst heute, ein gutes Vierteljahrhundert später, lüftet sich der Vorhang; öffnet sich jenes geheime Pförtchen und kann ich hineinsehen.

Habe ich diesen Fortschritt nicht jenen Silberstreifen zu verdanken? Hat mir nicht die niedere Schnecke den hohen Weg gewiesen? Nur schade, dass die Sache nicht schon früher passiert ist. Halt! Hätte sie überhaupt viel früher passieren können? Hat es dazu nicht Fifi, so wie sie gerade jetzt ist, gebraucht? Und habe ich nicht vorerst Grossvater werden müssen — ein Mann, der das Leben nicht mehr allein von der Seite produktiver Arbeit im Sinn von «prosperity», von «tüchtig» und «Fortschritt» betrachtet und bewertet?

Der Strom hat zwei Ufer. Ich stehe nun auf dem «andern». Freudig bekenne ich es; denn stille Freude übernimmt mich.

Dank jener Silberstreifen!